

Sprachgepflogenheiten und Grenzen verwischt werden. Eine Reihe von Sachgebieten sollen besonders auf ihren Wortschatz und ihre Ausdrucksmöglichkeiten untersucht werden. Es werden gesammelt Ausdrücke für den Wohnort und seine Umgebung, für die Teile des Hauses, für das Familienleben, Kinderspiele, Kleidung, Speisen, Mahlzeiten, Körperteile von Menschen und Tieren, Krankheiten, Geld, Maße, Gewichte, Gesteine, Wettererscheinungen, ferner das Sprachgut der Land- und Viehwirtschaft, der Fabrikarbeit und des Handwerks, die reiche Menge von Ausdrücken für Teufel, Geister, Aberglauben überhaupt, auch Flüche, Wünsche, Beteuerungen, Grüße, Neckereien und Schimpfwörter sollen nicht vergessen sein. Dies ist nur einiges aus der Fülle dessen, was der aufmerksame Beobachter Tag für Tag an seiner eigenen Sprache und an der Sprache anderer hören kann. Der Fragebogen, der vor allen Dingen an die Lehrerschaft versandt wird, die ja immer hilfsbereit und geneigt war, solche Forschungen tatkräftig zu unterstützen, kann erfahrungsgemäß nur einiges davon erfassen. Und die ständigen Mitarbeiter der Mundartenstelle, vorzugsweise Studenten, sind zeitlich so gebunden, daß sie auf ihren Mundartwanderungen nur geringe Teile des in Frage kommenden Gebietes abgehen können. So bleibt es ein Wunsch, der wie in anderen Teilen des Reiches auch hier in Erfüllung gehen möge, daß auch sonst noch freiwillige Mitarbeiter sich zahlreich melden. Jeder, der Freude am heimischen Volkstum hat, sei er Akademiker oder Arbeiter, wohne er auf dem Dorf oder in der Stadt, sei er jung oder alt, kann hier das Seine beitragen, eine wissenschaftliche Tat zu vollbringen, über deren Wert sich kein Zweifel erhebt, und damit wird das Wörterbuch der Mundarten Sachsens nicht zu einem Werke weniger gelehrter Männer, sondern es ist getragen von weiten Schichten des gesamten Volkes. Das Institut (Leipzig, Universitätsstraße 7-9) versichert auf Wunsch an Interessenten Fragebögen und Richtlinien, auch Zettelblocks für Aufzeichnungen, und ist auch für sonstige Hinweise auf sprachliche Eigentümlichkeiten einer Gegend oder eines Dorfes dankbar.

Die Pest

E. Nierich, Neukirch

Der Schulmeister Petrus Geißler sah in seiner ärmlichen Wohnung und trug die Geschehnisse des letzten Jahres in ein dickes Buch, die „Kirchen-Cronica“, ein. Wenn er den Federkiel in die Tinte tauchte, seufzte er tief; denn die schrecklichen Bilder des Kroateneinfalles vom Jahre 1631, die Flucht der Bewohner in den Hohenwald war allen noch zu früh im Gedächtnis. Als die Vertriebenen wiederkamen, fanden sie ihr Neukirch in einem furchtbaren Zustande wieder. Das Freigut der ohnehin schon verarmten Familie von Parzfeld war bis auf den Grund niedergebrannt worden und blieb lange Zeit als „Wüstung“ liegen, weshalb es im Volksmunde den Namen „Wüstliche“ bekam, in den beiden Rittergütern war nicht ein einziges Möbelstück, kein Schloß, keine Glasscheibe, Fensterrahmen, Tür und Tor, so nicht zerschlagen worden wäre. Selbst den unglücklichen Ritter Ulrich den Zweiten von Rostitz, der nach Bischofswerda hatte fliehen wollen, fand man in der Nähe der Stadt erschlagen auf. Es gab wohl kein Haus, das nicht von den Schreckenstagen Zeugnis ablegen konnte, selbst der „Turmseiger“ war von den Soldaten „zerbeigt“. Notdürftig hatte der Schulmeister das Strohdach wieder mit dürrem Waldgras ausgebeffert, die Fenster mit Papier verklebt und aus angekohlten Brettern einer abgebrannten Scheune eine Tür gezimmert, aber die wenige ärmliche Wohnungseinrichtung zeigte noch überall Spuren des Kroateneinfalles. Er schloß den Bericht mit der traurigen Feststellung, daß außer dem genannten Ulrich von Rostitz noch andere Bewohner unter den Händen der Kroaten ihr Leben hatten lassen müssen: Georg Schöne, Christof Böhme, Peter Werner, Kirchwater Martin Thomas aus

Ringenhain und ein Mühlknappe aus Neukirch, welcher zwischen Diehmen und Dretsch erschlagen wurde. Petrus Geißler schob die Messingbrille auf die Stirn und blickte gedankenschwer hinaus durch die blinden Fensterscheiben in den grauen Nachmittag. Unaufhörlich rann der Regen vom Himmel, troff in unzähligen Wasserfällchen vom morschen Strohdach und verwandelte die vernachlässigte Dorfstraße in graubraunen Morast. Doch die Bewohner Neukirchs blickten dankbar zum Himmel auf; denn bei solchem Wetter hatten sie Ruhe und brauchten keine Feinde zu fürchten. Eben hatte der Magister diese Betrachtungen, als er durch ein Geräusch von der Straße aus seinem Sinnen gerissen wurde. War es ihm doch gerade, als ob ein müder Pferdehuf langsam durch die Pfützen patzte und ab und zu auf einen Stein träte. Schnell langte er nach dem mit einem Bleiknause versehenen Spazierstocke, denn irgend eine Waffe hatte jeder bei sich, und glücklich war der zu preisen, der auf irgendeine Weise in den Besitz eines Faustrohres gekommen war. Er öffnete das verklebte Fenster und sah eine Jammergestalt im strömenden Regen auf dem Wege halten. Ein klapperdürerer, mit Rot bespritzter Gaul blieb vor Entkräftung zitternd stehen und hielt den struppigen Kopf wie in stiller Ergebung in sein Schicksal tief gesenkt. Auf einem zerfetzten Sattel saß oder vielmehr hing eine elende Gestalt. Man konnte nicht einmal sagen, ob es ein Soldat oder ein Bauer war. Die fiebergliedenden Augen blickten stumpf ins Leere. Der Schulmeister sah, daß dieser elende Mensch, der sicher Schreckliches erlebt hatte, kein Feind war, und obwohl Armut und Not selbst allzu oft zu Gaste waren, trieg ihm doch Mitleid mit dem Elenden auf, und er trat vor die Tür. Der Pfarrer, der auch aus dem Hause getreten war, half ihm, den Kranken, der fast vom Pferde fiel, in das Schulhaus tragen und auf eine Schütte Stroh betten. Er lobte diese Tat der Nächstenliebe, die ihm Gott sicher lohnen würde. Am nächsten Morgen war der fremde Reiter tot, ohne daß man von ihm das Wer und Woher erfahren hatte. Auch sein Rosß lag verendet auf derselben Stelle, an der man den Reiter heruntergehoben hatte. Als der Medicus kam und die Leiche besichtigen wollte, rief er voll Schrecken aus: „Leute flieht, ihr habt die Pest im Hause!“ Voll Entsetzen rannten alle davon und ließen den schreckensbleichen Magister mit dem gefährlichen Toten allein. Man hatte zuviel Schreckliches von der verheerenden Seuche gehört, die überall im Lande aufstauhte und unbarmherzig ihre Opfer forderte, daß man nicht gewußt hätte, welche Gefahr dem Dorfe drohte. Der Schulmeister taumelte hinüber zum Pfarrer, und bereits am Nachmittage hatten er und der Totengräber das Grab fertig, das den unheimlichen Fremden aufnehmen sollte. Am folgenden Tage legte sich Geißlers Frau, und blaue Beulen verrieten als untrügliches Zeichen, daß die Pest auch hier zu ernten begann. Am Abend saß er weinend am Totenbette seiner treuen Gattin, während nebenan die Kinder bereits im Fieber lagen. Das also war der verheißene Gotteslohn für sein Mitleid dem kranken Fremden gegenüber. Voll Schmerz zerrwühlte er sich das Haar, da klopfte es an die Tür, und die Frau des Nachbarn bat um Hilfe, da ihr Mann in der Stube liege und irre rede. Geistesabwesend starrte sie Petrus Geißler an, dann deutete er auf sein totes Weib, und jammernd stürzte die Frau davon. Am andern Tage stand der Schulmeister gebrochen an einem großen Grabe, in dem sein Weib und seine beiden Kinder lagen, aber auch der Pfarrer konnte nur den Segen mit umflorter Stimme über die Toten sprechen, lag doch auch sein Sohn, der ihm als Substitut neun Jahre im Amte geholfen hatte, darunter. Von dem Tage an hörte man fast alle Stunden das Totenglockchen jammern, so daß man eine Entschließung fassen mußte, daß die Toten ohne Sarg und Geläut in gemeinsamen großen Gruben nur unter dem Segen des Geistlichen beerdigt würden. Das 1576 erbaute Behnhaus konnte die notgedrungen ausgegrabenen Totengebeine nicht mehr fassen. Nach-